



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenbericht.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Mittel erreicht wird, so zwar, daß in Zweifelsfällen das künstlerische, namentlich musikalische Interesse zurücksteht. Daß Wagner selbst heftig gegen den Meyerbeerismus polemisirt, beweist an sich Nichts dawider, daß er selbst demselben verfallen sei; es ist eine bekannte Erfahrung, daß man an Fremden die eigenen Schwächen am Unangenehmsten empfindet und am Schärfsten tadelt. Ohne alle Frage hat Wagner mehr Sinn für das Poetische und mehr Feinheit des Geschmacks als Meyerbeer, er wählt daher seine Stoffe besser und die einzelnen Effecte, die bei jenem wie aufgenagelt auf eine gleichgiltige Unterlage erscheinen, weiß er geschickter aus seinem Stoffe herzuleiten; auch in der Instrumentation ist er ihm dadurch überlegen, daß er kühner und freier in's Volle greift und nicht so gar ängstlich wie Meyerbeer mosaicirt. Aber alles dieses, und was man hier noch Verwandtes hervorheben möchte, sind doch nur Verschiedenheiten dem Grade nach, und geben wir bereitwillig zu, daß im Einzelnen in drastischer Charakteristik Vieles gewagt und Einiges gelungen sei, so ist aus diesen Elementen nimmermehr ein Kunstwerk zu gestalten, das den Anforderungen auch nur der Gegenwart genüge.

W o c h e n b e r i c h t.

Berlin, 14. Februar. — Die Aufhebung aller derjenigen Gesetze, durch welche im Jahre 1830 die Verfassung der Gemeinden, Kreise, Bezirke und Provinzen geordnet wurde, versetzt uns in einen völlig chaotischen Zustand, dessen endliche Regelung selbst in den Zeiten des tiefsten Friedens und der ruhigsten Entwicklung höchst zweifelhaft, und jetzt bei der unsichern Lage der europäischen Verhältnisse durchaus unwahrscheinlich ist. Möglich freilich ist es, daß uns Zeit vergönnt wird, an Stelle des Beseitigten ein Neues zu setzen; aber auf diese entfernte Möglichkeit zu speculiren, und in einer Zeit, in der nicht einmal die Ereignisse der nächsten Woche mit einiger Sicherheit berechnet werden können, die Hauptgrundlage des Staatsorganismus mit einem Schlage zu beseitigen, ohne dieselbe durch ein anderes, bestimmtes Fundament zu ersetzen, ist ein verwegenes Unterfangen, welches schwerlich durch politische Erwägungen, wol aber durch den bitteren und unklaren Haß gegen die Gesetzgebung von 1830 erklärt werden kann. In Revolutionszeiten ist es wol vorgekommen, daß man nicht nur einzelne Gesetze, sondern ein ganzes System von Gesetzen schlechtweg aufhob, ehe man das Bessere festgestellt hatte; und wenn dasselbe heute geschieht, will man uns einreden, daß wir es mit dem „Gegentheil der Revolution“, nicht mit der leibhaftigen Contrerevolution zu thun haben? Dieses „Gegentheil der Revolution“ gleicht der Revolution in den Motiven, Wirkungen und sonstigen Kriterien so vollkommen,

daß wir in der Behauptung, es sei 1830 der Bruch mit der Revolution erfolgt, nur eine leere Phrase erkennen können.

Es ist zwar zugleich mit der Aufhebung der Gesetze von 1830 die Reactivirung der frühern ständischen Gesetzgebung erfolgt, aber nur in so weit, als diese der Verfassung nicht widerspricht. Soll diese Bedingung irgend eine Bedeutung haben, so hat man eine klare Rechtsgrundlage durch ein Unmögliches und Undenkbares ersetzt. Denn die ständische Gesetzgebung widerspricht gerade in ihren wesentlichsten Bestimmungen der Verfassung; natürlich, denn die Bestrebungen, denen die Verfassung ihren Ursprung verdankt, waren hauptsächlich gegen das System der ständischen Gliederung gerichtet, und sowol die positiven, wie die negativen Grundsätze der Verfassung bezwecken naturgemäß direct oder indirect die Beseitigung des Zustandes, dessen Gegner in der Sanction der Verfassungsurkunde ihren Sieg feierten. Es liegt in der Natur der Sache, daß eine Urkunde, welche zur Beseitigung eines alten und zur Begründung eines neuen Rechtszustandes festgestellt wird, gerade an solchen Bestimmungen reich ist, welche die Umgestaltung des bisher Bestehenden betreffen, welche die bisher leitenden Principien ausdrücklich negiren, oder durch abweichende ersetzen. So ist auch unsere Verfassung hauptsächlich gegen das System der ständischen Gliederung gerichtet; und dieses herstellen, so weit es der Verfassung nicht widerspricht, ist ein vollkommener Widerspruch, der für den Weisen, wie für den Thoren gleich unlösbar ist. Beseitigung des ständischen Systems war eben der Zweck der Verfassung; deshalb sind die Verfassung und das Ständewesen unvereinbare Gegensätze.

Der Widerspruch wird auch dann nicht gehoben, wenn Artikel 105 der Verfassung, der die Grundzüge für eine Gemeinde-, Kreis- und Provinzialverfassung feststellt, beseitigt wird, wie es die Kammer in der vergangenen Woche beschlossen hat. Wenn dieser Artikel der einzige wäre, der sich im Widerspruch mit der ständischen Gesetzgebung befände, so würde man diese durch die Beseitigung jenes Artikels allerdings möglich gemacht haben. Allein die Verfassung hebt in andern Artikeln Standesvorrechte, erbliche Berechtigungen, mögen sie an der Familie oder am Grundbesitz haften, die Hintansetzung gewisser Religionsbekenntnisse u. s. f. auf; und gerade diese Bestimmungen bilden den Kern und das Charakteristische unserer vormärzlichen Gemeinde-, Kreis- und Provinzialverfassung. Auch nach Beseitigung des Art. 105 bleiben in der Verfassung zahlreiche Bestimmungen, mit denen die Reactivirung der vormärzlichen Organe in directem Widerspruch stehen würde. Die ganze Zusammensetzung der vormärzlichen Kreis- und Landtage ist verfassungsmäßig nicht zulässig, d. h. die ständische Gesetzgebung kann ohne vorherige durchgreifende Umänderung der Verfassung nicht in's Leben treten.

Die thatsächliche Folge der Beschlüsse, welche die zweite Kammer in der vergangenen Woche gefaßt hat, wird darin bestehen, daß das Vormärzliche in

Kraft tritt, als wäre es durch keine Rücksicht auf die Verfassung modificirt worden. Die in das Gesetz aufgenommene Clausel, durch welche die zweite Kammer den Widerspruch zwischen dem ständischen System und dem durch die Verfassung begründeten Rechtszustand zu beseitigen suchte, wird für die realen Verhältnisse wirkungslos sein; sie wird lediglich dazu beitragen, den schreienden Gegensatz zwischen unsern factischen und rechtlichen Zuständen noch mehr bloß zu legen, und in künftigen Sessionen Veranlassung zu Controversen geben, bei denen das Recht auf Seiten der Linken, der durch die Abstimmung erfochtene Sieg auf Seiten derjenigen Partei sein wird, welche um der Autorität willen die Majorität so sehr verachtet.

Und diese Controversen werden zu einer neuen und unerhörten Verfassungsinterpretation, von der wir schon in den jetzigen Verhandlungen Spuren finden, Veranlassung geben. Wenn die Verfassung „Standesvorrechte“ aufhebt, so ist es für Jeden, der sich die Verhältnisse vergegenwärtigt, denen gegenüber die Verfassung neue Zustände begründen wollte, unzweifelhaft, daß darunter in erster Linie die politischen Vorrechte der vormärzlichen Rittergutsbesitzer gemeint sind. Vor zwei Jahren würde man es demgemäß bei einer Wiedereinführung der alten Kreisordnung für unvermeidlich gehalten haben, die erwähnte Verfassungsbestimmung zu beseitigen. Aber in einer Zeit, in welcher der Wechsel der politischen Ansichten als ein Kriterium echter Staatsweisheit betrachtet wird, hat auch die Meinung von dem Wesen der Verfassung eine andere Gestalt gewonnen. Man hat sich von dem Willen, die Verfassung nach ihrem Geist anzulegen, bereits entfernt, daß man sich mit jeder, nur irgend möglichen Auslegung zufrieden stellt. Nun ist es zwar nicht zu läugnen, daß das Virilstimmenrecht der Rittergutsbesitzer auf den Kreistagen zu den „Standesvorrechten“ gehört, welche die Verfassung aufheben wollte; allein—so wird der Minister des Innern nach Jahr und Tag sprechen—es ist eine andre Deutung zulässig; Rittergüter können zur Zeit auch von Bürgerlichen acquirirt werden; das auf ihnen haftende Virilstimmenrecht ist also kein Standesvorrecht, ist also nicht durch die Verfassung aufgehoben. So wird, trotz der Clausel, daß die ständische Gesetzgebung nur so weit, als sie nicht der Verfassung widerspricht, wieder hergestellt werden soll, Alles bleiben, wie es war, als hätte in Preußen nie eine Verfassung existirt. Die Gewissen der Abgeordneten, welche jetzt die Majorität bilden, fühlen sich vollkommen beruhigt, wenn die Verfassung zwar nicht nach ihrem wirklichen, aber doch nach einem möglichen Sinn interpretirt wird. Die nächste Entwicklungsphase brauche ich nicht zu bezeichnen.

Einen wirklichen Sieg hat dagegen die Linke durch Ablehnung der zweijährigen Einberufung der Kammern errungen. Trotz der geräuschvollen Thätigkeit der Landtage, und obgleich der Minister des Innern in jeder seiner Reden sich mehrmals auf das Gutachten der Landtage berief, ist es doch nicht gelungen,

im Volke einige Theilnahme für diese abgelebte Institution zu erregen. Nicht — wie früher — durch königlichen Befehl auf Grund der anerkannten Verfassung des Landes einberufen, sondern durch ein Ministerialrescript aus mehrjähriger Grabesruhe aufgestört und keck in die lebendige Welt hineinversetzt, gleich bei der Reactivirung vielfach in ihrer rechtlichen Existenz angefochten und nur von einer winzigen Minorität beschützt, haben die Landtage eigentlich ein klägliches Dasein geführt; es haftete an ihnen ein Makel der Lächerlichkeit, den die Anhänger des ständischen Systems mit Verdruß empfanden. Es genügte deshalb nicht, ihnen eine rechtliche Grundlage wiederzugeben; es bedurfte noch anderer künstlicher Mittel, die Aufmerksamkeit auf eine Institution zu lenken, die man mit Fug und Recht als für immer abgethan betrachtet hatte. Ein solches Mittel hätte die zweijährige Einberufung der Kammern gewährt. Nicht bloß, weil die Landtage, sobald sie jährlich mit den Kammern alternirt hätten, ein gewisses Maas von Beachtung gefunden haben würden, sondern hauptsächlich, weil dann die Octroyirungen noch häufiger geworden und die Wirksamkeit der Kammern auf die traurige Aufgabe beschränkt worden wäre, die auf Grund des Gutachtens der Landtage octroyirten Gesetze nachträglich zu genehmigen, d. h. zu thun, was zu unterlassen immer mißlich ist. Wenn die Kammern sich selbst dazu verurtheilt hätten, *moutarde après diner* zu sein, so hätte vielleicht der Weizen der Landtage geblüht. Das Ministerium that Alles, die Bedeutung dieser Frage zu verwischen; nur Zweckmäßigkeitsgründe, der Wunsch, die Abgeordneten nicht zu häufig ihrem Berufe zu entziehen, hätten die Vorlage veranlaßt. Vielleicht hat gerade diese Art der Motivirung, aus der man schließen konnte, daß das Ministerium auf die Annahme des Gesetzentwurfs keinen besondern Werth legte, eine Majorität gegen die Vorlage zu Stande gebracht. Doch haben auch einige Mitglieder der äußersten Rechten durch ihre Abstimmung gegen die Vorlage die Hoffnung erregt, daß bei mehreren Mitgliedern dieser äußersten Fraction mehr gesunder Sinn für Recht und Freiheit vorhanden sein dürfte, als bei den faulen Centrumsnaturen. Namentlich hat Graf v. Limburg-Styrum, der sich der Versammlung als einen Erz-Reactionair präsentirte, so viel gesunden Sinn und vernünftige historische Auffassung an den Tag gelegt, daß man seine Freude daran haben konnte. Die Männer der äußersten Rechten zeichnen sich noch dadurch aus, daß sie voll festen Vertrauens darauf, die nächste Sündfluth werde erst nach ihnen kommen, auf die Zukunft nicht die mindeste Rücksicht nehmen, daß sie jede Hinweisung darauf als eine verdrießliche Störung ihrer gegenwärtigen Behaglichkeit oder gar als eine Thorheit mit Murren und Spektakel aufnehmen; Graf v. Limburg erhob sich weit über diesen beschränkten und selbstsüchtigen Standpunkt. Er hat aus den Ereignissen des Jahres 1848 die Ueberzeugung gewonnen und sprach sie bestimmt aus, daß die Berliner Märzunruhen nur deshalb den Charakter einer Revolution annahmen, weil in allen Klassen der Gesellschaft Un-

zufriedene vorhanden waren, die, ganz abgesehen davon, ob sie die Märzereignisse in ihren Einzelheiten billigten oder nicht, doch ihre Frucht, den Wechsel der Zustände, oder die Hoffnung darauf, freudig acceptirten. Er hat aus dieser richtigen Wahrnehmung die praktische Lehre gezogen, daß es nicht rathsam sei, durch fortwährende Beschränkung der dem Volke gewährten Rechte die Zahl der Unzufriedenen wieder ins Unendliche zu vermehren, und auf solche Weise an und für sich unbedeutende Eventualitäten zu verhängnißvollen zu machen. So motivirte er unter dem Beifall der Linken und dem Zischen der Rechten seine Abstimmung gegen die Regierungsvorlage. Ihm folgten von Mitgliedern der Rechten der Graf v. Zietzen, der schon mehrmals seine Neigung, eine unabhängige Stellung einzunehmen, an den Tag gelegt hat, ferner v. Arnim-Kröckelndorf, v. Bärensprung u. A. Diesem Umstande ist es zu zuschreiben, daß sich gegen die Regierungsvorlage eine Majorität von 52 Stimmen vereinigte, — ein Beweis, daß die Anwesenheit der constitutionellen Partei in den Kammern, wenn auch meistentheils, so doch nicht immer fruchtlos ist.

Pariser Briefe. 5. — Es ist mir lieb, daß ich meinen Wochenbericht, chronologisch mit dem Senatsball beginnen kann, denn ich müßte jeden Humor dazu verlieren, nachdem ich einmal von dem gesprochen, was gegenwärtig alle Welt beschäftigt und mit Angst und Entrüstung erfüllt. Da alles öffentliche Leben jetzt im Hofe aufgeht und ein Ball zu einem wichtigen Ereigniß geworden ist, so können Sie sich denken, wie viel das luxuriöse Fest, welches der Senat dem kaiserlichen Ehepaar gab, den Parisern schon im Voraus zu sprechen machte. Die Senatscommission, welcher die Vorbereitungen des Balles oblagen, wurde mit Gesuchen und Einladungskarten für Fremde und Einheimische bestürmt; die Modistinnen und Puzmacherinnen, auf welche das bonapartistische Regime seine reichsten Segnungen niederströmen läßt, hatten alle Hände voll mit Besorgung der Damentoiletten zu thun, und jene Unglücklichen, welche ohne Berechtigung zu einer Uniform sind, marterten, da das schwarze Kleid aus der Gegenwart Sr. kaiserlichen Majestät ein für allemal verbannt ist, ihre eigene Erfindungskraft und die ihrer Schneider mit der Anfertigung von Phantasiecostümen. Endlich erschien der große Tag, und unabsehbare Wagenzüge bedeckten Abends die Straßen, welche zum Palais Luxembourg führen, dessen innere Räume in feenhaftem Glanze strahlten. Mancher einzelne Ballgast, der in einem bescheidenen Fiaker in der unendlichen Kette der Wagen Schritt für Schritt einherfuhr und die Geduld verlor, verließ sein Fuhrwerk, um sich vermittelst seiner weiß oder rosa bestrumpften Füße auf den Trottoirs schneller zu seinem Ziele durchzuschlagen und verfiel dem unbarmherzigen Spott unserer Gamins, die sehr wenig Ehrerbietung für die durch allerhöchstes Beispiel eingeführte Mode der kurzen Hosen und Strümpfe zeigten. Auf den Treppen und Couloirs des Luxembourg war das Gedränge ungeheuer; eine Postenkette

von Guiffier's übte die unerbittlichste Prüfung der Balltracht an den Herren. — Die Einladungskarten zeigten die vorschriftmäßige Uniform oder das Costüm an; — eine Anzahl rebellischer schwarzer Kleider wurde ohne Gnade und Barmherzigkeit zurückgewiesen, manche, nachdem sie sich schon glücklich im Gedränge bei mehreren Posten vorbeigeschlichen hatten, verfielen am Eingange des Heiligthums den unbefugenen Wächtern des Gesetzes. Ja die Kritik dehnte sich auch auf Diejenigen aus, die durch eine heuchlerische Manipulation ihrem Ballfrack das schlecht verstellte Ansehn eines Costümkleides zu geben versucht hatten, und umsonst strebten Einige dieser Letztern durch zum Theil ziemlich heftige Beweisführungen sich den Einlaß zu erstreiten. Im Innern wogte bald eine unzählbare Menge, trotz der sehr großen Räumlichkeiten waren 6000 Gäste doch zu viel, und nicht wenig zerquetschte Toiletten und einige wenigstens gequetschte Damen fielen dem Feste zum Opfer. Um 10 Uhr erschienen die Majestäten, die zuvor die der Kaiserin gemachte Aufwartung des diplomatischen Corps in den Tuileries entgegengenommen hatten; die Kaiserin in glänzender und geschmackvoller Toilette sah auffallend bleich aus, das Gesicht ihres Gemahls war belebter, als gewöhnlich, und bekundete die heiterste Stimmung. Nach dem Souper um 1 Uhr zog sich das hohe Ehepaar zurück; der Ausgang des Festes war nicht weniger drangvoll, wie sein Beginnen. Stundenlang mußten Viele im Ballschmuck im Hofe auf ihre Wagen warten, falls sie sich nicht entschlossen, dieselben zu Fuß aus der Wagenmasse herauszusuchen. Kurz dieser Ball, welcher den Herrn Senatoren 200,000 Franks kostet — durchschnittlich jedem fast einen vollen Monatsgehalt — hat gewiß unendlich mehr Aerger, Enttäuschung und Verdruß, als Vergnügen unter seinen Theilnehmern verbreitet.

Dieser rosenfarbige Hochzeitshumor unserer Regierung ist aber schnell verschwunden, und vergangenen Sonntag wurden im Interesse des Gleichgewichts zwischen Gnade und Strenge zur Neutralisirung der Amnestien ziemlich zahlreiche Verhaftungen vorgenommen. Diesmal galt es den Legitimisten und den Correspondenten aller Farben, aber nicht aller Nationen, denn die Engländer sind selbst unserer allmächtigen Polizei nicht leicht erreichbar. Herr Maupas kennt die veralteten, aber nichts destoweniger tiefwurzelnden Vorurtheile unserer Nachbarn jenseits des Canals in Betreff der individuellen Freiheit, und mit jener Leichtigkeit, mit welcher die Franzosen sich in fremde Sitten fügen, ließ man die englischen Berichterstatter ungeschoren, obgleich man weiß, daß sie an Heftigkeit und Rücksichtslosigkeit allen andern Journalisten bei Weitem voraus sind. Die Legitimisten, welche einer fortwährenden Verschwörung gegen die Regierung beschuldigt werden sollten, wurden schon am nächsten Tage in Freiheit gesetzt, und man behielt bloß einige junge Schriftsteller zurück, welche durch ihre ehemalige Mitarbeiterschaft am Corsaire in den Verdacht gekommen waren, die Verfasser der vielen Quatrains und schlechten Witzworte zu sein, welche man in letzter Zeit gegen unsere Kaiserin in Umlauf gebracht. Wir glauben kaum, daß die Regierung irgend Etwas heraus-

bringen werde, wir glauben auch nicht, daß die Eingezogenen die Väter dieser unsaubereren Musenfinder seien. Die Quatrainmacherei ist eine nationale Krankheit, und ich kenne Familien, welche dem gegenwärtigen Regime mit vielem Eifer anhängen, deren Söhne sich das Vergnügen eines vierreimigen Spottgedichtes darum doch nicht versagen. Es ist unklug, daß die Polizei irgend ein Gewicht auf diese unschädlichen Dingelchen legt — sie haben nur insofern Bedeutung, als sie die Stimmung einer gewissen Klasse der Gesellschaft bekunden. Wollte man also wirklich helfen, müßte man auf die Stimmung selbst zu wirken suchen: Verhaftungen und sonstiger Bureaukraten-Terrorismus sind aber wahrlich nicht der Weg, die Gemüther zu versöhnen. Die Correspondenten der fremden Journale, oder doch jene, welche des Correspondenzverbrechens beschuldigt werden, sollten wahrscheinlich als Warnung für die übrigen, deren Zahl Legion ist, Bekanntschaft mit der Vortrefflichkeit des Zellen-systemes von Mazas machen. Von auch in Deutschland bekannten Persönlichkeiten ist der Dichter Moriz Hartmann, von dessen Schilderung Südfrankreichs ich in einem meiner letzten Briefe gesprochen habe, zu nennen. Der Pfaffe Mauritius ist diesmal wahrscheinlich bloß durch die menschenfreundliche Intervention eines deutschen oder österreichischen Spizel zur Ehre des politischen Märtyrerthums gekommen. Der Mann hat der Politik längst Ade gesagt und beschäftigt sich ausschließlich mit seinen poetischen Schöpfungen. Er wird auch wahrscheinlich schon heute oder morgen in Freiheit gesetzt werden, nach Anderen ist er es schon. Gegen den ehemaligen Secretair der ungarischen Legation in Paris, gegen Friedrich Szarvady war auch ein Verhaftbefehl ausgestellt. Die Polizei erschien in dessen Wohnung, fand aber das Nest leer, da Szarvady schon einige Tage vorher Paris verlassen hatte. Die Polizei machte sich selbst die Honneurs in der verlassenen Wohnung, ließ die Kasten erbrechen und nahm sämtliche vorgefundene Papiere und Schriften mit sich. Nun wird er wohl in Contumaz verurtheilt werden, wenn man staatsgefährliche Acten oder Correspondenzverbindungen nachweisende Papiere bei ihm entdeckt. Bei dieser Gelegenheit will ich Ihnen von einer Gewohnheit der hiesigen Polizei sprechen, die ich, wenn auch nicht aus eigener Erfahrung, als stätig beobachtet habe. Die Polizei nimmt ihre Razzien, namentlich der Schriftsteller, immer an einem Sonntage vor. Die Psychologen sind, wie sich erwarten läßt, sehr uneinig in der Erklärung dieses Factums. Einige behaupten, daß dies die Art und Weise der hiesigen Polizei sei, ihre Andacht zu verrichten; da aber nicht jeden Sonntag Verhaftungen stattfinden, und die Polizei viel zu gottesfürchtig ist, um nicht jeden Sonntag gute Werke zu verrichten, kann ich für meine Person mich nicht zu dieser Ansicht verstehen. Andere glauben, die Polizei habe die Beobachtung gemacht, daß Schriftsteller wie Handwerker am Sonntage länger schlafen, und man sie daher um so sicherer im Bette finde. Noch Andere sind der Meinung, daß, weil Sonntag am wenigsten

zu thun, die Herren von der Polizei, um nicht die Uebung zu verlieren, zuweilen auch einige Pensa für den Sonntag sich aufbewahren wollen. Ich weiß nicht, für welche Hypothese sich Ihre Leser entscheiden werden.

Lady Tartuffe von Me. Girardin hat nicht sehr gefallen. Mich interessirte das Stück, obgleich ich bis jetzt noch nicht zu sagen im Stande wäre, ob das Publicum Unrecht habe. Die Rachel wußte sich's noch nicht recht bequem zu machen im einfachen Hausgewande der Prosa, aber sie hatte Momente, die zeigen, sie könne auch auf diesem Gebiete Bemerkenswerthes leisten. Eine junge Naive, welche zum ersten Male die Bühne betrat und Fräulein Dubois heißt, hat mit Recht sehr gefallen.

Die von unserem Correspondenten besprochenen Verhaftungen lassen die französischen Zustände in sehr trübem Lichte erscheinen. Wer nicht mit seinen persönlichen Interessen an dem herrschenden System theilhaftig ist, sieht mit Schrecken alle Consequenzen der Gewalttherrschaft über dieses unglückliche Volk hereinbrechen. Aber auch Diejenigen, welche den 2. December als die Niederlage des öffentlichen Rechts nicht nur, sondern auch der öffentlichen Moral in Frankreich ansahen, müssen sich erstaunt fragen, wo die Regierung mit diesen Maßregeln hinauswill. Es ist möglich mit 300,000 Mann, mit einer alle Sphären des gesellschaftlichen Lebens durchdringenden Polizei und einer halben Million Beamter diese erschöpft und in sich zerfallene Nation niederzuhalten, es ist möglich, die einheimische Presse zum Schweigen einzuschüchtern und in erkauften Blättern durch die feilen Federn der Granier de Cassagnac, La Guerronière, Casena u. A. täglich die Aera des Glückes, der wahren Freiheit und des Ruhmes anpreisen zu lassen, welche über Frankreich aufgegangen sei, aber ein mehr als vermessener Versuch ist es, selbst bis in die Familienkreise hinein die Freiheit des Sprechens zu verfolgen, die Privatcorrespondenz der ganzen Nation unter dem Schrecken der polizeilichen Durchsicht zu halten und zu verhindern, daß über die Grenzen des Landes hinaus in auswärtige Blätter unabhängige Stimmen und unverfälschte Nachrichten dringen. Mögen die zahllosen Couplets und Calembourgs, welche die kaiserliche Vermählung hervorgerufen hat, immerhin als Grund zu diesem Polizeiact angeführt werden, mögen die Gerüchte, welche hier und in der auswärtigen Presse über die Verwickelungen hochgestellter Männer in die Scandale des Börsenschwindels circuliren, viel dazu beigetragen haben, die Namen Derjenigen, die man verhaftet hat, beweisen, daß man Weiteres beabsichtigt. Wenn ferner sämtliche Briefe der Independance Belge auf der Post angehalten sind, eines Blattes, dessen Pariser Correspondenzen Zustände wie Personen in der maß- und rücksichtsvollsten Weise besprechen, so geht daraus unwidersprechlich hervor, daß man nicht etwa der Verklümdung, sondern der Wahrheit den Krieg macht.

Die Pariser Zeitungen, so geknebelt sie sind, haben einen Angststruf der

Berzweiflung über dieses unerhörte Verfahren ausgestoßen. Herr v. Girardin, dessen politische Laufbahn wir weit entfernt sind zu billigen, erhob mit nicht genug anzuerkennendem Muth hierauf in der „Presse“ seine Stimme gegen die Maßregel und gegen das Gebahren Granier de Cassagnac's im Constitutionel. Dieser Mensch, welcher ein neues Gebiet der Schamlosigkeit entdeckt hat, ruft über die Verhafteten die ganze Strenge des Richterspruchs herab und schwelgt im Genuße der Denunciationen. Das Beispiel der „Presse“ hat andere Blätter, wie die Assemblée Nationale, den Siècle, die Union ermutigt, und selbst die Debats wagen einige Worte für ihren verhafteten Mitarbeiter von Tanski. Es ist kaum glaublich, daß sich Richter finden könnten, welche gegen die Verhafteten, deren angebliches Vergehn unter keine Bestimmung des französischen Code fällt, eine Strafe erkennen sollten.

Der Mailänder Aufstand hat in Frankreich, wie anderswo, im Ganzen geringe Sensation gemacht, selbst nicht an den Börsen. Seine völlige Hoffnungslosigkeit fällt zu klar in die Augen, und man muß die Unseligen verdammen, die auf die Anführung verblendeter und gewissenloser Parteiführer sich dem sichern Verderben überliefert haben.

Aus England. Nach einer in politischer Hinsicht ungewöhnlich stillen Ferienzeit, hat am zehnten Februar das englische Parlament seine Sitzungen begonnen, und zwar mit einer Geräuschlosigkeit, die man nach der Bedeutung und der Stellung, welche die dabei beteiligten Factoren gegenwärtig einnehmen, fast für wunderbar halten könnte. Der Sturz eines Ministeriums, der den totalen Zerfall der eigenen Partei nach sich zieht, und das Auftreten eines neuen, in welchem sich, alle Parteitraditionen bei Seite setzend, Staatsmänner vereinigen, die sich Jahre lang als Gegner bitter bekämpft haben, sind Erscheinungen, die weit genug aus dem gewöhnlichen Gleise des parlamentarischen Lebens heraustreten, um zu der Erwartung zu berechtigen, daß sich das neue Verhältniß dem Publicum zum erstenmal nicht ohne einen dramatischen Effect darstellen werde, zumal da die handelnden Personen zu den glänzendsten Talenten der parlamentarischen Schaubühne Europas gehören. Aber diese Erwartung ist gänzlich getäuscht worden. Die Eröffnungssitzung war in beiden Häusern ungewöhnlich einfach. Im Oberhause sprach Lord Aberdeen sehr zurückhaltend über die von dem neuen Ministerium zu befolgende Politik, da die vorbereiteten Gesetze ihrer Natur nach zunächst dem Unterhause vorgelegt werden müssen, und die parlamentarische Etiquette in England nicht erlaubt, in dem einen Hause Fragen zur Sprache zu bringen, über die in dem andern noch die Verhandlung schwebt. Lord Derby's Drängen auf nähere Erklärungen setzte er ein absolutes Schweigen entgegen. Im Unterhause war Lord John Russell allerdings ausführlicher, aber wenn sein parlamentarischer Speisezetteln auch eine recht anständige Auswahl guter und brauchbarer Gerichte

enthält, so haben sich doch die vielfachen Talente seiner Collegen nicht auf eines jener Schauffen concentriren lassen, welche weniger durch ihren innern Werth, als durch ihre großartigen Dimensionen und durch ihre auffällige Gestalt die Begeisterung des großen Haufens erregen. Die Reformvorschläge, die er macht, sind geeignet, manchem schreienden Mißbrauch abzuhelfen, und manche drückende Ungleichheit in der Gesetzgebung aufzuheben, aber keines hat den weitgreifenden, die Phantasie der Massen packenden Charakter, den man von den Maßregeln eines aus den hervorragendsten staatsmännischen Talenten Englands zusammengesetzten Cabinets erwarten sollte. Das liegt zum Theil an dem Coalitionscharakter des Ministeriums, dessen einzelne Mitglieder alle eine so ausgeprägte politische Persönlichkeit haben, daß jeder Einzelne von seinen individuellen Ansichten Viel aufgeben muß, um sich mit den übrigen nur zu einer allgemeinen Maßregel vereinigen zu können. Das lenkt die Thätigkeit des Ministeriums von Haus aus von den großen Principienfragen ab, und auf die Bahn der praktischen Reformen — eine bescheidene, aber gewiß nicht weniger fruchtbare Thätigkeit.

Ein Gesetz über die Reform und Ausdehnung des Wahlrechts wird das Ministerium in dieser Session nicht vorlegen, und wenn es dasselbe — wie Lord J. Russell sich ausdrücklich verpflichtet — zu Anfang der nächsten Session vorlegt, so wird es sich nicht sehr von der von Lord J. Russell in der letzten Zeit seines Ministeriums eingebrachten Bill unterscheiden, d. h. es wird weder geheime Abstimmung, noch eine Vertheilung der Repräsentanten nach der Einwohnerzahl der verschiedenen Wahl-districte vorschlagen, obgleich die radicale Partei diese beiden Principien zu ihren Schiboleths gemacht hat, und nur das Ministerium unterstützen will, welches sich für ihre Annahme erklärt. Es ist hier nicht der Ort, über die Vorzüge zu sprechen, welche die bestehende Wahl-einrichtung über die von den Radicalen vorgeschlagene hat, aber eine Thatsache müssen wir anführen, welche die Tendenz der Manchesterreformer auf das Klarste bezeichnet. Nach der gegenwärtigen Einrichtung sind, mit einigen, allerdings dringender Abhilfe bedürftenden Ausnahmen, die Vertreter ziemlich gleichmäßig über das ganze Land vertheilt, und selbst die Ansprüche der dichter bevölkerten Grasschaften auf eine zahlreichere Vertretung sind nicht ganz unberücksichtigt geblieben. Würde aber die Einwohnerzahl der einzelnen Districte als alleiniger Maßstab für die Vertheilung der Mitglieder genommen, so würden 40 Proc. der städtischen und 20 Proc. der Grasschaftsmitglieder auf die Grasschaften Middlesex, Lancashire und Yorkshire kommen, und diese Mittelpunkte der Fabrikindustrie würden 157 Mitglieder von den 465, welche ganz England wählt, in das Parlament schicken. Die Forderung allgemeiner Gleichheit ist hier nur das Schild der Ansprüche eines nach Alleinherrschaft strebenden Standesinteresses.

Natürlich wird das Ministerium von Cobden und dessen Freunden arge Angriffe über diese Unterlassungssünde zu erdulden haben, zumal da Cobden ein

anderes Agitationsmittel durch Lord Russell's Erklärung abgeht, daß er keine wesentliche Erhöhung des Credits für Armee und Marine verlangen werde. Die Agitation der Friedensfreunde, die gern die eiserne Ruthe jedes Eroberers küssen möchten, wenn sie nur ihren Galico ungehindert verkaufen können, hat, beiläufig gesagt, jetzt wirklich die Höhe der Lächerlichkeit und Widerlichkeit erreicht; populär ist sie so wenig, daß in ihren Versammlungen, wie noch neulich in Bristol, nicht selten die respectablen Bürger als Opponenten auftreten, obgleich man sonst in England jede Clique von Agitatoren ungehindert ihr Steckenpferd reiten läßt. Da daher Cobden das Ministerium nicht verschwenderischer Rüstungen gegen den friedliebenden Kaiser der Franzosen anklagen kann, so wird er wahrscheinlich das Aufschieben der Reformbill als Waffe gegen das Ministerium benutzen; ob mit Erfolg, läßt sich sehr bei einem Parlament bezweifeln, das seine Arbeiten eben erst beginnen will und schwerlich geneigt sein dürfte, schon jetzt, ohne Erwas gethan zu haben, wieder nach Hause zu gehen.

Eine ernstlichere Gefahr für das Ministerium könnte entstehen, wenn es wahr ist, daß in der erst nach Ostern versprochenen Vorlage über die Einkommensteuer Mr. Gladstone, wie behauptet wird, nicht den Unterschied zwischen Einkommen von Arbeit und Einkommen von Capital anerkennen werde. Daß Disraeli diesen Unterschied in seinem Budgetplan mit aufstellte, hat ihm viele Anerkennung in allen Klassen der Bevölkerung gewonnen, und er würde selbst in den Reihen der Liberalen zahlreiche Anhänger finden, wenn ihm das Ministerium eine solche Oppositionswaffe in die Hände gäbe.

Die anderen von Lord J. Russell in Aussicht gestellten Vorlagen sind: ein Gesetz über das Lotsenwesen als weitere Entschädigung der Rhederei für die Aufhebung der Navigationsacte, Vorschläge über eine Reform des Erziehungs- und Unterrichtswesens, die Niedersetzung einer Commission, um über bei den Universitäten Oxford und Cambridge vorzunehmende Reformen zu berathen; ein Gesetz zur Abschaffung der Deportation und zur Umgestaltung des Pönitentiar-systems, endlich abermals eine Bill, um den Israeliten die Annahme eines Sitzes im Unterhause möglich zu machen. Im Oberhause setzen sowol der vorige Lordkanzler, Lord St. Leonards, wie der gegenwärtige, Lord Granworth, ihre Bemühung zur Reform der Civilrechtspflege mit großer Thätigkeit fort; auch eine Codification des strafrechtlichen Gesetzbuchs ist in Aussicht gestellt. Es wird dem Parlament daher keineswegs am Stoff zur Thätigkeit fehlen, obgleich keiner der für die Berathung in Aussicht gestellten Gegenstände geeignet ist, die politischen Leidenschaften zu erregen und den Verhandlungen ein lebhaftes Colorit zu geben.

Zu der Shakespeareliteratur ist ein höchst wichtiger Beitrag in „Notes and Emendations to the text of Shakespeares Plays, from Early Manuscript Corrections in a Copy of the Folio 1632, in the Possession of T. Payne Collier“ erschienen. Die Geschichte des wichtigen Fundes, welcher das eben genannte Werk

veranlaßt hat, wird fleißigen Lesern des Athenäums nicht unbekannt sein. Anfang 1849 kaufte Mr. Collier in einer Bücheraction ein beschmutztes Exemplar der zweiten Folioausgabe Shakespeare's v. 1632. Sie war mit vielen handschriftlichen Bemerkungen versehen, aber er berücksichtigte diese nicht weiter. Er hatte das Buch gekauft in der Hoffnung, die Lücken eines besseren Exemplars durch dasselbe ausfüllen zu können. Darin sah er sich getäuscht, und er legte das Buch mißvergnügt als einen schlechten Kauf bei Seite. Nach ungefähr drei Jahren nahm Collier das lange vernachlässigte Buch wieder einmal zufällig zur Hand und entdeckte nun zum ersten Mal den auf den Deckel geschriebenen Namen des früheren Eigenthümers: „Thomas Perkins, his booke“. Da es zu Shakespeare's Zeit einen bekannten Schauspieler dieses Namens gegeben, so forschte man weiter, dieser aber hatte Richard geheißt. Jedoch die Aufmerksamkeit Collier's war einmal rege geworden, und bei näherer Besichtigung fand er, daß das verachtete, zerrissene, mit Wein, Unschlitt und Tabakasche besleckte Buch nicht weniger als 20,000 handschriftliche Correcturen enthielt, die sich manchmal auf die Interpunction beschränkten, manchmal sich zu ganzen Verszeilen ausdehnten. Woher das kostbare Buch stammt, wird sich schwerlich mehr feststellen lassen, aber selbst ein vorsichtiger Kritiker muß zu dem Schluß kommen, daß das Buch ein bei der Darstellung Shakespeare'scher Stücke benutztes Exemplar ist, aus einer Zeit, wo die Tradition des richtigen Textes in den Schauspielern noch frisch war. Daß es ein zur Darstellung benutztes Bühnensexemplar gewesen ist, geht daraus hervor, daß es mit sehr in's Einzelne gehenden Regiebemerkungen versehen ist; zweitens, daß die früher nicht in Acte und Scenen eingetheilten Stücke von dem Commentator abgetheilt sind, und endlich, daß in allen Stücken, mit Ausnahme von Antonius und Cleopatra, vorwiegend rhetorische Stellen, wenn sie den dramatischen Zusammenhang nicht stören, gestrichen sind, offenbar, um das Stück zur Darstellung zu kürzen. Die Regiebemerkungen gehen oft sehr in's Einzelne, und tragen zuweilen viel zum besseren Verständniß des Textes bei. So soll Hamlet nach den Worten: „Angels and Ministers of grace defend us!“ eine Pause machen, und Rosencranz nach Hamlet's Worten: „Man delights not me“ lächeln. In der zweiten Scene des Sturmes legt Prospero zu Anfang seiner Erzählung den Zaubermantel ab. Unmittelbar vor dem Schluß, wo Prospero sagt: „Now I arise“, fügt der Corrector am Rande bei: „Legt den Mantel wieder an“. Mit dem Zauberkleide wieder ausgestattet, das er, während er Miranda seine Geschichte erzählt, nicht gebraucht hat, versetzt jetzt Prospero seine Tochter in einen magischen Schlummer, um sich mit Ariel besprechen zu können. So verliert die plötzliche Schläfrigkeit Miranda's während einer Erzählung von so fesselndem Interesse das Sonderbare, das die Kritik, welche die Regiebemerkung nicht kannte, mit Recht darin gefunden hat. Was die den Correcturen zu Grunde liegende Autorität betrifft, so scheint uns ihre große Anzahl, die Angemessenheit,

mit der sie oft nur durch die Veränderung weniger Buchstaben das hellste Licht über die dunkelsten Stellen verbreiten, und vor Allem der Umstand, daß nicht weniger als neun einzelne und zur Situation stets trefflich passende Verszeilen eingefügt sind, zu beweisen, daß sie nicht bloß das Product kühner und glücklicher Conjectur, sondern von einem Zeitgenossen Shakespeare's überliefert sind. Leider gestattet uns der Raum dieses Blattes nicht, eine solche Anzahl von Correcturen hier mitzutheilen, welche dem Leser gestatten würde, sich selbst ein Urtheil über ihre Wichtigkeit zu bilden, und wir müssen den sich für Shakespeare's reinen Text Interessirenden auf das oben genannte Werk verweisen.

Bildende Kunst. Aus Weimar. Die Zeichnung der Wielandstatue von Gasser. — Ein Ausschreiben des zu Weimar eingesetzten Comité's giebt Bericht über Anregung, Beginn und Sachlage der projectirten Standbilder von Göthe, Schiller und Wieland: Das großherzogl. Haus, unter specieller Theilnahme und Anregung S. I. H. des Erbgroßherzogs von Sachsen, läßt die Modelle für den Guß fertigen*); S. M. der König Ludwig von Bayern hat das Erz zu den drei Standbildern bewilligt, und die übrigen auf 12000 Thaler veranschlagten Kosten für den Guß, für Postament und Aufstellung sollen durch Beiträge der Verehrer der drei großen Dichter in allen Theilen Deutschlands aufgebracht werden. Dieses Ausschreiben ist bereits ausgesendet und darin der Wunsch ausgesprochen, daß die Empfänger die Sammlung der Beiträge entweder selbst übernehmen oder Männer namhaft machen, welche sich der Sache unterziehen mögen. Zu erwarten ist, daß mancher der vielen Verehrer des einen oder aller dieser drei bedeutenden Männer, auch ohne die Aufforderung direct zu erhalten, im Kreise seiner Bekannten diese Notizen verbreiten und seine Theilnahme bethätigen werde.

Ueber die ausgestellten Modelle zu dem gemeinsamen Denkmal für Goethe und Schiller haben die Grenzboten in Nr. 8. bereits berichtet. Gleichzeitig damit war aber auch ein mit der Feder gezeichneter Entwurf zu der Wielandstatue von Herrn Bildhauer Gasser in Wien eingesendet, die Figur ohngefähr 4' 6" rhein.***) Sie stellt Wieland in mittleren Jahren dar, mit leichtem bequemen Frack, wie er in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts getragen wurde, und mit kurzen Hosen bekleidet. Die Figur ruht auf dem rechten Beine, mit der rechten, halb erhobenen Hand macht sie die Bewegung eines Erzählenden, womit auch der gutmüthig heitere Ausdruck des Gesichtes harmonirt. In der Linken, die bis zu dem Baumsturz herabreicht, welcher der Figur zur Stütze dient, hält er den Oberon, wie die Aufschrift angiebt; an dem Baumsturz selbst hängt eine Pyra.

Wenn ein bestimmter individueller Charakterzug durch das Leben und die Werke eines Dichters geht, ist es ein großer Vortheil für den Künstler, wenn dieser sich für die Darstellung eignet, wenn er ihm den Vortheil einer lebendig bewegten Stellung

*) Professor Rietschel in Dresden hat sich verpflichtet, bis Ende 1854 mit den Modellen zu dem Goethe- und Schillerdenkmal zu Stande zu sein, Herr Bildhauer Gasser in Wien Ende dieses Jahres mit dem für die Wielandstatue.

**) Die Größe der drei Standbilder selbst soll 9 F. 3 Z. rheinl. betragen.

und Anordnung bietet. Sonst möchte eine bestimmte Situation, ein einzelner Moment nur dann günstig sein, wenn er von großer, allgemein bekannter Bedeutung ist. Für Wieland scheint nun das gewählte Motiv günstig, da es die heitere, leichte Unterhaltung, die gutmüthig satyrische Laune seiner Werke ausdrückt, die sich auch nach Versicherung Derjenigen, welche ihn persönlich gekannt haben, in seiner Erscheinung ausgedrückt haben soll, und die auch die vorhandenen Bildnisse errathen lassen. Die zu diesem Motiv passende, etwas vorgebeugte Haltung des Kopfes erinnert nebenbei an den Ausdruck dieser Bildnisse aus spätern Jahren. Aus der zwar sorgfältigen, aber doch nicht sehr ausgeführten Zeichnung kann man abnehmen, daß Herr Gasser diese Aehnlichkeit in den verjüngten Zügen wird festzuhalten wissen.

Am Meisten sprach man sich, und wohl mit Recht, gegen die überkräftige Figur aus, die mit den vorhandenen Bildnissen, mit der noch von Vielen gekannten persönlichen Erscheinung und mit dem feinen, zierlichen Sinn und Eindruck seiner Werke contrastirt. Die etwas zu geschwungene Stellung, wobei die rechte Hüfte ungewöhnlich hervortritt, wird in der Ausführung gewiß gemildert werden. Zulezt ist noch die etwas kleinliche Lyra zu tadeln, die an dem stützenden Baumsturz aufgehängt war. Mit dieser hat es fast dieselbe Bewandniß, wie mit dem Kranz bei Schiller und Goethe: Will man sie nicht, als Hauptbezeichnung für den Sänger, in die Hand geben, wofür wol wenig Stimmen sein dürften, so ist sie nur als ein Attribut, mehr als schmückendes Beiwerk zu behandeln, vielleicht am schicklichsten an den Stamm zu stellen oder zu lehnen. Ob Herr Gasser, bevor er an die Ausführung geht, erst ein kleines Modell machen wird, woraus man allerdings eine deutlichere Anschauung erhalten würde, oder ob die Ausführung des für den Guß zu fertigenden großen Modells nach dieser Zeichnung genehmigt wird, darüber ist im Publicum nichts verlautet.

Aus Erfurt. Kunstvereine und Ausstellungen in Thüringischen Städten: Der Erfurter Kunstverein, welcher bisher sehr thätig gewesen ist, größere und kleinere Werke jetzt lebender Künstler für größere und Sonder-Ausstellungen, öfter aus Privatbesitz, herbeizuschaffen, und sich dadurch das kunstliebende Publicum Erfurts und der benachbarten Städte zu Dank verpflichtet hat, beabsichtigt jetzt einen Turnus von Ausstellungen in denjenigen thüringischen Städten, die nicht schon einem andern dergleichen Turnus angeschlossen sind, einzurichten, und hat dazu bereits Aufforderung und Vorschläge nach Weimar, Eisenach, Raumburg u. a. D. ergehen lassen, von mehreren auch schon die Zusage des Beitrittes erhalten.

Der Gedanke und das Bemühen, durch dergleichen Anstalten Sinn und Liebe für die Kunst allgemeiner zu verbreiten, ist unter allen Umständen lobenswerth, und es wäre zu wünschen, daß dies der Weg zum Ziele sei, weil damit den Künstlern zugleich erweiterte Aussicht auf wachsende materielle Vortheile, die eben nicht zu entbehren sind, in Aussicht gestellt würde. Die günstige Wirkung eines solchen Unternehmens würde aber voraussetzen, daß der Verein durch Zusendung von Werken unterstützt würde, welche den Stand der jetzigen Kunst in ihren verschiedenen Zweigen auf der Höhe zeigen, und zwar von Seiten, die den Ankauf derselben nicht als Zweck der Ausstellung ansehen. Durch das Ansammeln einer Masse mittelmäßiger und geringer Malereien wird mehr geschadet und der Kunstbildung im Publicum mehr entgegen gearbeitet, als

genügt. Auch Mangel an passenden geräumigen Localen, Kostenaufwand u. s. w. werden sich der guten Absicht an manchem der Orte hindernd entgegenstellen.

Horace Bernet, welcher nach Algier auswandern wollte, wurde kürzlich nach den Tuilerien gerufen. Der Kaiser forderte ihn auf, die Vermählungsfeierlichkeit in Notre-Dame zu malen, damit auch diese Scene in der großen Gallerie von Versailles ihren Platz finde. Der berühmte Maler soll sich entschlossen haben, den Wunsch des Kaisers zu erfüllen und seine Reise einstweilen zu vertagen. Warum soll auch dem Manne, der Alles malt, dieser Auftrag nicht recht sein? —

Theater. Neue Opern. In München ist beim Hoftheater *Sa Fontala*, das Buch vom Maler Leichlein, die Musik von einem Dilettanten, einem Freiherrn von Perfall, zur Aufführung angenommen worden. In Berlin sind beim Hoftheater die *Nibelungen*, Oper von Dorn, und in Kroll's Theater *Geborgt*, eine Operette von Marschner, in Vorbereitung; in Breslau die schöne *Cascognerin* von Schäffer. — Verdi hat eine neue Oper *Travita* für das *Venice-Theater* zu Venedig componirt, das Buch ist nach der *Dame mit den Camellien* von Dumas gemacht.

Von neuen Dramen werden angezeigt eine Tragödie *Nero* von M. Schleich, am Hoftheater zu Berlin angenommen; eine Tragödie *Jenobia* von Dr. May, Assessor am Stadtgericht zu München, zu München angenommen. Uffo Horn hat ein Drama „die *Prätendentin*“ beim Theater in Prag eingereicht.

In München ist eine kleine Picee „der *Fehlschuß*“, Alpenscene in 1 Act vom Herzog Maximilian von Bayern am Hoftheater aufgeführt.

Im Anfange des nächsten Monats soll der Ausbau des königlichen Schauspielhauses in Berlin beendet sein, und am 13. März die Eröffnungsvorstellung stattfinden. Man hört, daß bei dem Umbau das Parterre ganz weggefallen sein soll. Dies ist doch wohl so zu verstehen, daß der ganze Parterreräum durch Sitzplätze eingenommen wird. — In Bukarest ist ein neues Theater am letzten Tage des vergangenen Jahres eröffnet worden; es wird, wie neuen Theatern gewöhnlich geschieht, als eins der schönsten Theater in Europa gerühmt, und ist von dem Wiener Architekten Hest erbaut. Es hat drei reich verzierte Logenreihen, eine Gallerie und im Parterre 338 Speersitze. Dem tiefgefühlten Bedürfniß eines neuen Theatergebäudes in der Capitale der Wallachei wäre jetzt abgeholfen; in welcher Sprache man darin sprechen wird, scheint noch nicht recht entschieden. Die Oper wird natürlich italienisch sein. Aber das Schauspiel? Wird man dem Kaiser von Rußland zur Liebe russische Vorstellungen geben, oder den Bojarenfrauen zur Liebe französische, oder für die reichen Kaufleute halb griechische und halb deutsche, oder für das Volk rumainische? Die dramatische Literatur in der letzteren Sprache ist zur Zeit noch nicht bedeutend, und kann schwerlich auch das einfachste Repertoire bilden. Indes, da das Haus vorhanden ist, wird sich doch auch die Literatur finden. Vorläufig ist bei der Eröffnungsvorstellung ein Singspiel in wallachischer Sprache „*Joë*“ und einzelne Scenen aus italienischen Opern dargestellt worden. —

Musik. — Aus Berlin schreibt der Corresp. d. Bl.: Heute wird *Therese Milanollo* die Reihe ihrer hiesigen Concerte beendigen. Sie haben die Theilnahme des Publicums in ganz ungewöhnlicher Weise erregt. Es ist nicht der Reiz der Virtuosität allein, der das Opernhaus stets bis auf den letzten Platz füllte; ein eigener

Zauber umgiebt dieses Mädchen. Wenn sie, scheinbar eiskalt, vor die dichtgedrängte Versammlung tritt, nur einmal den ernsten Blick ihres Auges auf die lauschende Menge richtet, und dann ihr Spiel voll tiefer Melancholie beginnt, wenn sie die wehmüthigsten Melodien, die den Hörern das Herz zusammenschüren, und die lustigsten Passagen scheinbar mit demselben Gleichmuth vorträgt, und wenn sie dem unendlichen Beifall mit demselben Ernst, ohne Lächeln dankt, so fühlen wir mit Behagen über uns die Macht einer räthselhaften, aber anziehenden Persönlichkeit. Nur wenn sie ihrer Geige die Töne einer Hirtenflöte entlockt, schwebt ein Lächeln über ihre Züge, als freute sie sich dieser anmuthigen Spielerei; auch die Variationen zur Melodie des alten Rheinweinliedes „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben,“ scheint sie mit besonderm Vergnügen vorzutragen. Jedenfalls ein schöner Zug von Uneigennützigkeit, der ihr die Herzen aller ältlichen und jüngeren Herren gewonnen hat. Und kurz, sie hat Berlin und auch Ihren Corresp. entzückt.

Robert Schumann wird im Monat März mit seiner Gattin Clara nach Leipzig kommen, um auf dem Theater seine Musik zu Byron's Manfred zur Aufführung zu bringen. Die große Ballade „der Königssohn“ für Chor und Orchester erscheint hier bei Whistling und ist im Stich fast vollendet; auch sie wird noch im Laufe dieser Saison hier aufgeführt werden.

Der Anhalt-Deffausche Staatsanzeiger veröffentlicht bei der Gelegenheit des 67. Geburtstags von Friedrich Schneider ein Resumé seiner Thätigkeit. Erstens leitete er seit 1824 außerhalb Dessau 66 Musikfeste und Aufführungen. Zweitens schrieb er die bedeutenden Werke „Elementarbuch der Tonkunst“, „Elementarübungen im Gesange und Pianofortespiel“, „Vorschule der Musik“, „Handbuch des Organisten“. Gedruckte Werke im Ganzen 403. Drittens componirte er 23 Sinfonien, 60 Sonaten, 20 Ouverturen, 16 Oratorien (Weltgericht, Sündfluth, das verlorne Paradies, Pharao, Absalon, Gideon, Gethsemane und Golgatha zc.) 15 Messen, 28 Hymnen, Cantaten und Psalmen, 609 Lieder. Wenig bekannt sind seine 7 Opern, darunter: „Claudine von Villa Bella“ und „Alwin's Entzauberung“ (gegeben 1808 in Leipzig).

Literatur. Eine Schilderung Wieland's von Mozart. Die Grenzboten haben kürzlich den naiven Bericht von Gyrowez über sein Zusammensein mit Goethe mitgetheilt, es dürfte in mehr als einer Beziehung Interesse haben, damit zusammenzustellen, wie Mozart sich über sein persönliches Zusammentreffen mit Wieland äußert.

Wieland's Oper Rosamunde, von Schweizer, wie er glaubte, ganz vortrefflich gefeßt — Mozart's Urtheil lautet etwas anders —, sollte im Januar 1778 in Mannheim auf dem churfürstlichen Hoftheater aufgeführt werden, und der Dichter war eingeladen, persönlich dabei gegenwärtig zu sein. Er entschloß sich zu dieser Reise: „Denn ich will und muß,“ schreibt er an Merck, „einmal in meinem Leben mich recht an Musik ersättigen, und wann oder wo werd' ich jemals dazu bessere Gelegenheit finden?“ Den 21. December kam er in Mannheim an und schrieb wenige Tage darauf an denselben Freund: „Ich kann Euch jetzt noch nichts Weiteres sagen, als daß ich mich zu Leib und Seele wohl befinde, und eben dadurch, daß ich keine andere Rolle spiele als meine eigene, meine Sachen, wie mich dünkt, und wie es wenigstens scheint, recht gut mache. Bierzehn Tage, längstens 3 Wochen, wird's herrlich gehen, und mehr verlangen wir ja nicht. Eure Weissagungen oder Ahnungen von dem Eindruck, den

meine Epiphania unter diesen Menschenkindern machen würde, scheinen völlig in Erfüllung zu gehen. Bis jetzt habe ich mich gut gehalten: Gott gebe nur, daß mir nicht zu wohl unter diesem Volke werde! Doch dafür ist auch gesorgt.“ Und in demselben Sinne äußerte er sich in einem Briefe an Sophie La Roche: „Mein hiesiger Aufenthalt wird immer interessanter. Der Churfürst hat mich mit seiner ihm eigenen Leutseligkeit empfangen. Man empressirt sich, mich zu haben, und jeder Tag ist mit Etwas bezeichnet, das mir die Wiedererinnerung desselben angenehm macht.“ Der Tod des Churfürsten von Bayern verhinderte die Aufführung der Rosamunde; so fatal dieser Strich durch seine Rechnung Wieland auch sein mochte, der sich mit Recht großen Erfolg von der Oper versprach, so ließ er sich den günstigen Eindruck, den Mannheim ihm machte, dadurch nicht stören. „Ich reise nun,“ schreibt er an den Freiherrn v. Gebler, „übrigens mit meinem hiesigen Aufenthalt höchst vergnügt, wieder nach meinem lieben Weimar. Ich habe hier viel Merkwürdiges gesehen und gehört, und besonders unter den Tonkünstlern und Malern verschiedene Subjecte kennen gelernt, die ich für einzig in ihrer Art halte, und um derentwillen Mannheim mir immer interessant bleiben wird.“

Zu diesen Subjecten gehörte auch Mozart, der zu derselben Zeit sich in Mannheim aufhielt. Er hatte die seiner unwürdige Stellung in Salzburg aufgegeben, um in Paris, da in Deutschland für ihn kein Platz sich zu finden schien, sich einen Namen und eine unabhängige Stellung zu erwerben. In Mannheim fesselte ihn eine leidenschaftliche Neigung für Aloisia Weber, die später berühmte Sängerin Lange, und er bot Alles auf, um eine Anstellung oder doch einen Vorwand für sein längeres Bleiben in Mannheim zu finden. In den Briefen an seinen Vater, die nur zum Theil bei Nissen gedruckt sind, äußert er sich auch über Wieland, und es ist ungemein charakteristisch, mit wie vorurtheilsfreier Schärfe der einundzwanzigjährige junge Mann den allgefeyerten Dichter beobachtet und eine Schilderung macht, die gewiß nicht geschmeichelt ist und zu den obigen Andeutungen eine gar hübsche Ergänzung bietet.

„Nun bin ich,“ schreibt er, „mit Herrn Wieland auch bekannt; er kennt mich aber nicht so, wie ich ihn, denn er hat noch nichts von mir gehört. Ich hätte mir ihn nicht so vorgestellt, wie ich ihn gefunden. Er kommt mir im Reden ein wenig gezwungen vor, eine ziemlich kindische Stimme, ein beständiges Gläselgucken, eine gewisse gelehrte Grobheit und doch zuweilen eine dumme Herablassung. Mich wundert aber nicht, daß er (wenn auch nicht zu Weimar oder sonst nicht) sich hier so zu betragen geruhet, denn die Leute sehen ihn hier an, als wenn er vom Himmel herabgefahren wäre. Man genirt sich ordentlich wegen ihm, man redet nichts, man ist still, man giebt auf jedes Wort Acht, das er spricht — nur Schade, daß die Leute oft lange in der Erwartung sein müssen, denn er hat einen Defect in der Zunge, vermöge dessen er ganz sachte redet und nicht sechs Worte sagen kann, ohne einzuhalten. Sonst ist er, wie wir ihn Alle kennen, ein vortrefflicher Kopf. Das Gesicht ist von Herzen häßlich, mit Blättern angefüllt, und eine ziemlich lange Nase. Die Statur wird sein — heiläufig etwas größer als der Papa.“ Indessen war er gegen den Beifall des berühmten Mannes doch nicht gleichgiltig; denn nach einiger Zeit schreibt er weiter: „Der Herr Wieland ist, nachdem er mich nur zweimal gehört hat, ganz bezaubert. Er sagte das letzte Mal nach allen möglichen Lobsprüchen zu mir: Es ist ein rechtes Glück für mich, daß ich Sie hier angetroffen habe; und drückte mich bei der Hand. Heut' ist die No-

Samund im Theater probirt worden. Sie ist — — gut, aber sonst nichts; denn wenn sie schlecht wäre, — so könnte man sie ja nicht aufführen? — —“

Die französische Armee in ihrem Verhältniß zu dem Kaiser Louis Napoleon und den deutschen Heerestheilen, von einem deutschen Officier a. D. Leipzig, Friedr. Ludw. Herbig. Diese kleine, sehr beachtungswerthe und mit vielen ebenso interessanten, als nützlichen Angaben versehene Schrift erörtert in ihrer ersten Hälfte die Ursachen, aus welchen die Anhänglichkeit des französischen Heeres an den jetzigen Herrscher Frankreichs hervorgegangen ist, und die Bedingungen, auf welchen diese Anhänglichkeit fußt. So sehr wir die Wichtigkeit der meisten Ausführungen, die darüber gemacht werden, anerkennen, so weichen wir doch von einzelnen hier ausgesprochenen Ansichten des Verfassers ab. So von dem unbedingt wegwerfenden Urtheil, das er über Louis Philipp fällt, wie auch von der aufgestellten Meinung, daß eine militairische Dictatur allein die öffentlichen Sitten Frankreichs, wenn überhaupt irgend ein Mittel dazu vorhanden sei, reformiren könne. Auch können wir keineswegs dem beispflichten, was über die Stellung des Heeres und Officiercorps im Staat und in der Gesellschaft gegenüber den „Bourgeois und den Geldmännern“ gesagt wird; wir glauben, daß ein gesundes Gemeingeseß eine solche Stellung der bewaffneten Macht nicht vertragen kann. Der Verfasser macht sich übrigens kein Hehl daraus, daß in Louis Napoleon nichts weniger als ein moralischer Reformator Frankreichs aufgestanden sei, und Alles, was er über dessen Verhältniß zum Heere und über die daraus für Europa entspringenden Gefahren sagt, stimmt ganz mit unserer Anschauung überein; nur so unrettbar tief gefallen, wie die Schrift es thut, halten wir das französische Volk noch nicht, wenn wir uns auch nicht verhehlen, daß es schreckhaft tief gefallen ist. Die Partie des kleinen Werkes, welche die Stärke des französischen Heeres, seine Kriegsbereitschaft, die Beschaffenheit der einzelnen Waffengattungen mit unleugbarer Sachkenntniß bespricht, möchten wir allen in süßen Friedensträumen Befangenen auf's Dringendste empfohlen haben. Mit Zahlen und überzeugenden Darlegungen zeigt der Verfasser, daß ohne große Anstrengung Frankreich eine Armee von mehr als 400,000 Mann, worunter über 60,000 Reiter, nebst 1200 Geschützen in kurzer Frist activ in's Feld stellen kann, wobei zum Schuß Algeriens noch 38,000 Mann und für die Besetzung des Landes 80,000 Mann, außer 24,000 Mann Gendarmerie und der Nationalgarde bleiben. Die sehr schalen Friedensdemonstrationen der neuerdings mit so vieler Ostentation vollbrachten Reduction pro 30,000 Mann Infanterie können darnach zu ihrem wahren Werth zurückgeführt werden. Am Beherzigenswerthesten sind die den Schluß der Schrift bildenden Betrachtungen über die deutschen Heerestheile, worunter die aus den Contingenten der mittleren und kleineren Bundesstaaten gebildeten drei Armee-corps (das achte, neunte und zehnte) verstanden sind. Die großen Uebelstände, welche aus der Verschiedenartigkeit der Organisation, Bewaffung und Uniformirung derselben einem so einheitlich organisirten Gegner, wie die Franzosen, gegenüber, hervorgehen müssen, sind schlagend nachgewiesen, und die Nachteile und Schwierigkeiten, die sich für das Obercommando aus der buntscheckigen Zusammensetzung einer so vielen verschiedenen Fürsten und Staaten angehörigen Truppe ergeben dürften, zum Theil wirklich ergötzlich aufgedeckt. Als bestes Mittel der Abhilfe erklärt der Verfasser die durch Militairconventionen zu vollziehende Einverleibung der mittleren (mit Ausnahme der 4 Königreiche) und kleineren Contingente in das preußische Heer; gleichwol verbirgt er

es sich nicht, daß unter den obschwebenden Verhältnissen dem nicht zu überwindende politische Schwierigkeiten entgegenstehen. Er schlägt daher eine Reihe von Maßregeln vor, die zur durchgreifenden und einheitlichen Organisation der gemischten deutschen Heeresstheile von Bundes wegen zu treffen sein würden. Wir bedauern, daß uns der Raum nicht gestattet, auf diese Vorschläge, die wir durchgehends für ebenso trefflich als ausführbar halten, näher einzugehen; gestehen müssen wir aber, daß wir mehr wünschen als hoffen, der Bund möge sich Willens und im Stande zeigen, denselben nachzukommen.

Unter dem Titel „Atlantische Studien“ erscheint in der neuen Verlagsbuchhandlung von Georg Heinrich Wigand in Göttingen eine neue Monatschrift, die sich mit den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und deren Interessen beschäftigt, und erklärt, Beiträge für die Monatschrift nur aus Amerika selber anzunehmen. Wohl das erste in Deutschland redigirte, aber ganz im Ausland geschriebene Blatt. Der Verleger will dem Publicum eine Art Garantie geben, daß es echte, unverfälschte Nachrichten von jenem Theile der Welt bekommt, der für Tausende in Deutschland jetzt mehr geworden ist, als ein fremdes Land, über das man nur gelegentlich gern Etwas liest — ein Theil will ihm die eigene Zukunft anvertrauen, ein anderer hat dort theure Verwandte und Freunde, da will man sich gern Alles so genau beschreiben lassen wie möglich. Nichts desto weniger wird die Redaction sehr vorsichtig, selbst mit Berichten von dort umgehen müssen, denn nicht Alles, was von dort herkommt, ist echt. Amerika ist in den letzten Jahren in den Bereich unserer Vergnügungstouren gelegt worden, und nur zu häufig kommt es vor, daß Menschen, die in diesem Monat hinübergehen und mit dem nächsten Dampfer zurückkommen, sich gedrungen fühlen, ihre transatlantischen Erfahrungen zu veröffentlichen. Uebrigens ist der Verleger der Atlantischen Studien selbst eine längere Reihe von Jahren in Amerika gewesen, und hat offenbar dort die besten Verbindungen. Dies erste Heft bringt zunächst einzelne gelungene Artikel über die Vereinigten Staaten oder einzelne Theile derselben; vernünftiger Weise werden in ihnen besonders die Illusionen der Auswanderer angegriffen, mit denen sie sich ihre Bände tapeziren, ehe die Mauern aufgerichtet sind; der eine Artikel „Humbug und Barnum“ schildert in vortrefflicher und zugleich humoristischer Weise das Wesen der amerikanischen Aufschneiderereien. Die zweite Hälfte bringt Miscellen, welche in flüchtigen, aber scharfen Strichen das amerikanische Leben schildern, wobei besonders das jetzt wieder neu auftauchende Geisterwesen von Interesse ist.

Phantasia. Eine Auswahl aus erzählenden Dichtungen der Romantiker, mit einleitenden Bemerkungen über die romantische Schule (Hannover, Rümpler.) — Die Sammlung enthält Novellen von Tieck, Novalis, Arnim, Brentano, Kleist, Schlegel, Fouqué, Chamisso, Eichendorff, Hoffmann, Kerner und Steffens. Ob es recht ist, Novellen, die schon anderweit gedruckt sind, und die zum Theil sich auch in den Gesammtwerken der Dichter finden, noch einmal abdrucken zu lassen, darüber haben nicht wir, sondern die bürgerliche Geschgebung zu entscheiden. Unbillig scheint es uns jedenfalls, denn es wird dadurch jenen Werken Concurrerz gemacht. Der Herausgeber scheint diesen Uebelstand dadurch einigermaßen haben ausgleichen zu wollen, daß er nur kleine, weniger bedeutende Novellen ausgewählt hat; aber dann entspricht seine Sammlung gewiß nicht dem Zweck, ein charakteristisches Bild von dem Talent der Verfasser zu geben. — Die literarhistorische Einleitung ist höchst unbedeutend.

Herausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. V. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. E. Albert** in Leipzig.